

Der Zeitzeuge – eine Schimäre?

Vortrag Prof. em. Dr. Lutz Niethammer, 16. November 2012, anlässlich der Tagung von Prora-ZENTRUM „Erfahrungen – Konzepte – Perspektiven. Zeitzeugenberichte in der Bildungsarbeit zur NS- und DDR-Geschichte“. (Transkription: Ingolf Seidel)

Vorstellung: Prof. em. Dr. Lutz Niethammer gilt als der Experte für Oral History und für deutsche Nachkriegsgeschichte, u.a. Herausgeber der Pionierstudie „Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930-1969 (Berlin/Bonn 1983-85). 1973-82 Professor für Neuere Geschichte an der Universität Essen und 1982-93 an der Fernuniversität in Hagen, 1989-93 in Essen Gründungsdirektor des Kulturwissenschaftlichen Instituts tätig, lehrt seit 1993 an der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Lutz Niethammer wurde 2005 emeritiert, ist jedoch bis heute am dortigen Historischen Institut und am Imre Kertesz Kolleg für die Geschichte Europas im 20. Jahrhundert tätig. Wesentliche Mitgliedschaften z.B. in der American Academy of Arts and Sciences und in der International Oral History Association.

Herzlichen Dank für die Einleitung und die Einladung. Ich will vielleicht der Vorstellung zwei Dinge hinzufügen, die wir für das brauchen, was ich sagen möchte. Erstens: ich bin wohl mit Alexander von Plato und Dorothee Wierling zusammen der Einzige aus dem Westen, der zur Zeit der DDR dort eine erfahrungsgeschichtliche Untersuchung machen konnte. Das war ein ziemlich großes Interviewprojekt mit 150 Befragten; beantragt hatten wir 25 Arbeiter. Da es so schwierig war in der DDR Arbeiter zu finden, haben wir am Ende 150 Lebensgeschichten aus allen Schichten der älteren Generationen aufgenommen. Das war 1987 und war eine, meinen Kopf sehr stark prägende Erfahrung. Darüber hat es 1991 ein Buch mit 30 ausgewählten Lebensgeschichten gegeben, die „Volkseigene Erfahrung“. Das sollten Sie einkalkulieren, dass ich früher sozusagen ein Grenzgänger gewesen bin, der mit vielen Leuten in der DDR an verschiedenen Orten Gespräche geführt hat. Zweitens: ich bin jetzt seit 20 Jahren Mitglied des Kuratoriums der Gedenkstätte Buchenwald und habe in all den Jahren Begleitforschungen zur Erneuerung dieser Gedenkstätte geleitet, denn zu DDR Zeiten gab es nur die Inszenierung von Buchenwald als KZ (und das in einer besonderen, auf deutsche kommunistische

Funktionshäftlinge ausgerichteten Lesart), während verschwiegen wurde, dass es zwischen 1945 und 1950 auch ein sowjetisches Speziallager gewesen ist. Das füge ich hinzu, weil ich versuchen werde, einige Bezüge zu dieser Doppelgeschichte herzustellen. Mit anderen Freunden zusammen habe ich in den letzten Jahren auch ein Projekt über einen Kulturkonflikt zwischen Künstlern der Alternativszene und der Stasi in Gera in den frühen 1980er Jahren gemacht. Wir wollten dort auch die beteiligten Stasi-Offiziere interviewen, insgesamt 24 Personen, die acht Künstler aus der Alternativszene jahrelang drangsaliert haben, aber kein einziger hat sich sprechen lassen. Auch das erzähle ich, weil ich gleich auf kollektive Gedächtnisse als eine machtvolle und ambivalente Überlieferungsform zu sprechen kommen möchte.

Ich hatte einen Vortrag, der relativ theoretisch ausgerichtet war, vorbereitet. Den habe ich gestern Abend weggelegt und habe versucht das, was ich über Gedächtnis und historische Befragungsmethoden sagen wollte, mehr mit Projekt-Erfahrungen und Erinnerungstypen aus der Praxis zu verschneiden.

Ich komme zunächst einmal mit zwei schlechten Nachrichten. Wenn man aus der Geschichtswissenschaft kommt, dann sind Typen wie ich mittlerweile verrentet und meine jüngeren Kollegen halten von den Ausflügen der Historiker zu den sogenannten Zeitzeugen wenig. Meine Generation hat es sozusagen nicht verstanden, den Gehalt dieser Methoden wirklich in die historische Disziplin zu integrieren. Die heute tonangebenden Historiker, darunter durchaus auch meine Freunde, haben ein tiefes Misstrauen gegenüber der Rolle der Zeitzeugen, vor allem in den Medien. Gewöhnlich wird das mit dem schönen Satz ausgedrückt, der Zeitzeuge sei der geborene Feind des Historikers. Ich habe das nie so empfunden. Ich will nur diese Differenz aufmachen und warnen, wenn Sie heute Oral History-Projekte anstoßen, kommen Sie in stürmisches Gewässer. Vom Fach aus gibt es zwar einen gewissen permissiven Umgang mit solchen Projekten, aber sie werden auf Vorbehalte stoßen, sehr kritisch beäugt und oft nicht ganz ernst genommen werden. Das wollte ich an den Anfang setzen. Natürlich gibt es immer auch ein paar Andere, eine kleine Minderheit von Historikern und Sozialwissenschaftlern, die sich in den letzten vier Jahrzehnten um Methoden der Oral History gekümmert hat. Man muss aber auch sehen, dass sich die Forschungslage und ihre Beziehung zur Öffentlichkeit geändert haben. Das hängt eigentlich nicht primär mit dem

zusammen, was auch wir hier zunächst einmal „Zeitzeugen“ nennen wollen, sondern das hängt mit der Verlagerung der Deutungsmacht über die öffentlichen Geschichtsbilder von den akademischen Historikern zu den Medien zusammen. Viele Historiker machen den Fehler, dass sie den Sack schlagen, das ist das Potential zeitgeschichtlicher Zeugen, und den Esel meinen, in der Regel die Geschichtsredakteure des Fernsehens. Das sind ihre eigentlichen Gegner, an die sie einen Gutteil ihrer Zuständigkeit einzubüßen befürchten und dagegen lehnen sie sich auf. Der Streitgegenstand, um den es dabei eigentlich geht, ist also Deutungsmacht und die Zeitzeugen kommen da nur insofern zwischen die Fronten, weil ihre *talking heads* in den Geschichtsnarrativen der Medien als Authentizitätssurrogate verwandt werden und diese lebendiger und populärer machen als akademische Abhandlungen.

Die zweite schlechte Nachricht: Zeitzeugen gibt es gar nicht. Das ist eine Fiktion und es ist außerdem auch noch eine besondere deutsche Fiktion. Wenn Sie mal versuchen das Wort „Zeitzeuge“ oder auch das Wort „Zeitgeschichte“ in irgendeine andere Sprache zu übersetzen, dann merken Sie schnell, dass das überhaupt nicht geht. Also z.B. „times history“ oder „a witness of time“, das wäre doch alles großer Blödsinn. Es handelt sich um spezifisch deutsche Wortverbindungen, geronnene Worte, wobei das Präfix „Zeit“ zunächst einmal sagen soll: Zeitgenosse einer anderen Zeit. Oder vielleicht auch Zeitgenosse einer anderen *und* unserer Zeit. Das Nähere lässt das Kürzel „Zeit“ hier offen.

Die Methodik der Oral History handelt aber davon, ob durch individuelle Erinnerungsprozesse, die dokumentiert werden, Elemente in das Geschichtsbild eingearbeitet werden könnten, die ohne eine solche Erinnerungsarbeit zu einer oberflächlicheren, einer elitärerem und einer weniger die Rezipienten der Geschichte erreichenden Art der Betrachtung und Vermittlung von Geschichte führen müsste. Lassen Sie mich deshalb einen Vorschlag machen, wie man jenseits dieses Deckelbegriffs ‚Zeitzeuge‘ sich klar machen könnte, wer einem da begegnet, wenn man in die Interviewforschung mit Mit-Lebenden, die aus ihren früheren Wahrnehmungen und ihren Erinnerungen berichten, hineingeht. Ich will ganz grob vier Typen unterscheiden, was sich hinter der missverständlichen Formel von den „Zeitzeugen“ verbirgt, wenn man mit ihnen arbeitet.

(1) In Deutschland stehen an erster Stelle auratische Zeitzeugen in den Medien, die man in anderen Ländern wesentlich respektloser *talking heads* nennt – also diese sprechenden Gesichter, die Geschichtsredakteure in ihre Dokumentationen hineinschneiden. Die hohe Valenz, manchmal geradezu Sakralität dieser Auskünfte hängt zusammen mit den Zeugnissen der Überlebenden hauptsächlich des Holocausts, aber auch anderer Massenverbrechen des 20. Jahrhunderts, die anfangs als nicht wirklich erforschbar erschienen, und wovon Einzelne, die das überlebt hatten, Kunde gaben. Das ist eigentlich ein schöner und erst über die Jahrzehnte langsam erworbener Zug an unserer Öffentlichkeit, dass die Bedeutung der Berichte der Überlebenden so hoch geschätzt wird. Das war nicht immer so, vielmehr hat es einen langen Prozess des Hineinwachsens in die Wahrnehmung dieser Verbrechen und auch der Verantwortung für deren Opfer gegeben. In den letzten anderthalb Jahrzehnten ist das um eine Wahrnehmung der Beschädigung Deutscher z.B. als Ausgebombte, Vertriebene oder Kriegskinder im und nach dem Zweiten Weltkrieg ergänzt worden. Manche haben befürchtet, dass dadurch die Opfer deutscher Gewaltherrschaft und Massenverbrechen verdrängt würden, aber das Gegenteil ist geschehen. Das Gedenken der Opfer der anderen ist durch die Wahrnehmung der eigenen Beschädigungen nicht vermindert, sondern erst eigentlich beglaubigt worden, glaubwürdiger gemacht worden.

Wenn man solche Gespräche z.B. mit Überlebenden des Holocausts - und mittlerweile gibt es ja viele solcher Zeugnisse, wobei die breite Dokumentation viel zu spät angefangen hat – geführt hat, dann merkt man, dass man meist zwei Geschichten gleichzeitig erzählt bekommt. Nämlich einmal eine Art von Vermächtniszwang: Ich habe gesehen, wie die anderen zu Tode gekommen sind und ich, der zufällig Überlebende, erzähle euch, was mit den anderen geschehen ist; wie zum Beispiel bei einer Einlieferung in Auschwitz die Schritte der Entmächtigung und Entmenschlichung der Opfer abliefen. Solche Berichte verpflichtender Trauer sind nach 70 Jahren selten neuartig, gehorchen aber einer anderen narrativen Pflicht als jener der News. Gleichzeitig muss das berichtende Ich sich beglaubigen, indem es erzählt, warum es nicht mit den anderen umgekommen bin. Der oder die Überlebende erzählt gleichzeitig seine Version des Vermächtnisses der Gestorbenen und seine eigene Überlebensgeschichte. Dieser Doppelcharakter ist in vielen dieser Zeugnisse zu finden und steigert in abgründiger Weise ihre Dramatik, wie man das zum ersten Mal in den Hiobsbotschaften der Bibel

nachlesen kann. Der Massenmord ist ein kollektives Schicksal und raubt die Sprache und die Überlieferung, das Überleben hingegen fesselt durch das zufällige Ereignis, die Individualität und den Erfolg und ermöglicht die Bezeugung. Was die überlebenden Zeugen als Vermächtnis erzählen, ist jedoch etwas, was mittlerweile alle kennen. Das hat eine so breite Dokumentation in den Medien, den Schulbüchern und in den Museen erfahren, dass was wir vielleicht nicht kennen würden, das sind die Erweiterungen der Holocaustgeschichte, die seit 1990 erforscht worden sind, insbesondere nach der Öffnung der osteuropäischen Archive. Wodurch diese typisierte Erfahrung - die zu dieser Art des *survivor reports*, namentlich aus Auschwitz, gehört - relativiert worden ist, sind die noch viel brutaleren und direkteren Massentötungsverfahren, vor allem in der Ukraine und anderen Teilen der ehemaligen Sowjetunion mittlerweile in unsere Wahrnehmung getreten sind. Auschwitz hat uns anfangs durch seinen abstrakten Industrialismus des Tötens diese unmittelbare Begegnung eher erspart. Dass es sehr viele solcher Tötungsverfahren gegeben hat, ist eigentlich ein Erkenntnis der letzten 20 Jahre. Wir haben heute zum Teil sehr große Interviewsammlungen, die nach 1990 mit den jüngsten Überlebenden des Holocausts gemacht worden sind oder auch mit Überlebenden der „Zigeuner“-Vernichtung, oder mit Leuten, die aus dem Gulag zurückgekommen sind, oder die Kriegsgefangenenlager mit hohen Todesraten überlebt haben, oder die aus KZ wiedergekommen sind, oder aus Internierungslagern, die eine ähnlich hohe Todesrate hatten - in Buchenwald zum Beispiel, wo 40 Prozent aller Häftlinge des KZ gestorben sind und 40 Prozent aller Internierten des sowjetischen Speziallagers sind dort auch gestorben. Anders, aber doch. Ich will also sagen, es gibt einen Typ bedeutungsvoller Narrative der Zeitgeschichte - ich habe bewusst vom Holocaust aus die Sicht erweitert auf die vielen anderen Ereignisse, die oft zu wenig in den Blick genommen werden - bei denen es immer um ein doppeltes Zeugnis geht: Ich berichte über den Hades, aber ich bin über den Stix oder Charon zurückgekehrt. Das ist die dominante Geschichte, die in diesen Interviews erzählt wird.

(2) Das leitet über zu einer zweiten Gruppe von Narrativen, in denen dieses Zeugnis des Überlebens weniger in seinen individuellen Variationen erscheint, sondern in denen eine Gruppe von Überlebenden ihr Gedächtnis als Kollektiv immer wieder erneuert, formt und manchmal geradezu eine Gedächtnisverschwörung anstellt. Nämlich indem sie in geschichtspolitischen Auseinandersetzungen der Gegenwart ein bestimmtes

Geschichtsbild, das mit ihrer Gruppe zu tun hat, in den Vordergrund bringen will, und das hat in der Regel mit dem Verbergen anderer Teile ihrer Erfahrung in der Vergangenheit zu tun. Das ist sozusagen eine Machtfrage des Geistes, in der über das, was die Nachlebenden über die Vergangenheit wissen sollen, nach Dispositiven der Macht entschieden wird. Das ist der Kern dessen, was man *kollektives Gedächtnis* nennt. Davon gibt es eine große und eine kleinere Ausgabe. Die große Ausgabe ist meistens nationalpolitisch beschaffen, kann aber auch europäisch oder global ausgestaltet sein und in einem oft widerspruchsvollen Zusammenwirken von politischer Macht, medialer Symbolisierung und Verbreitung und wissenschaftlicher oder künstlerischer Beglaubigung durchsetzungsfähige Bilder von und Lehren aus der Geschichte. Die kleinere Ausgabe bezieht sich auf eine spezifische Gruppe von Akteuren und Erfahrungsträgern, die ihre eigene Rolle in der Vergangenheit gespielt haben und das Wissen darüber in einer bestimmten, meist selbst entlastenden und heroisierenden Interpretation in das größere Geschichtsbild einbringen wollen. Die Gruppe, die ich da im Zuge meiner Arbeiten am besten kennengelernt habe, waren die „roten Kapos“ von Buchenwald, eine in der DDR – jedenfalls nach 1958 – sehr verehrte und medial gepflegte Gruppierung deutscher kommunistischer KZ-Häftlinge. Es war die einzige Gruppierung in einem KZ, die es im Laufe des Krieges fertig gebracht hatte, dass die meisten Funktionshäftlingsposten von ihren Zugehörigen übernommen wurden. Eine solche Durchsetzung kommunistischer Gegenmacht im KZ hat es nur in Buchenwald gegeben und nur Anteile davon in einigen anderen KZ. Diese einzigartigen Buchenwalder kommunistischen Funktionshäftlinge, haben sich noch im Lager verschworen, ein kollektives Gedächtnis auszubilden und ein Geschichtsbild durchzusetzen, nämlich dass sie der eigentliche Ordnungsfaktor in diesem KZ gewesen seien, dass durch ihre Ordnungsmacht ganz viele andere Häftlinge gerettet worden seien und dass sie das Lager bei Kriegsende selber befreit hätten. Schließlich ist darüber noch der Kolportageroman von Bruno Apitz „Nackt unter Wölfen“, das in der DDR meist gedruckte Buch, geschrieben worden und ein immer wieder aufgeführter Fernsehfilm hat diese Botschaft bebildert und anschaulich gemacht. Nach anderthalb Jahrzehnten ist es gelungen, das Kollektivgedächtnis der roten Kapos zu einem Herzstück des antifaschistischen Kollektivgedächtnis der DDR zu machen, nachdem die meisten roten Kapos zwischenzeitlich von der SED unter dem Verdacht der Kollaboration mit der SS entmachtet und zwei ihrer Führer von Sowjetischen Militärtribunalen nach Workuta in den Gulag geschickt worden waren, wo der wichtigste, Ernst

Busse, ehemaliger KPD-Reichstagsabgeordneter, Kapo des Häftlingskrankenbaus in Buchenwald und danach stellvertretender Ministerpräsident in Thüringen starb. Nach 1990 ist in den neu eröffneten Archiven gefunden worden, dass die SED-Führung diesen Leuten, die alle nach dem Krieg hohe SED-Funktionäre geworden waren, tief misstraut hat und vermutete, dass sie Ausführende der SS gewesen seien und dass ihre Rettung sich lediglich auf die eigene Gruppe bezogen habe und sie sozusagen keine Nettogewinne an Rettung machen, sondern lediglich die Opfer der SS zu ihren Gunsten austauschen konnten. Wenn einer aus der eigenen Gruppe in Gefahr war, konnte man ihn auf der Liste wenn es gut ging, gegen einen bereits gestorbenen Häftling austauschen, und wenn es nicht gut ging, eben gegen einen „Muselmann“ aus der Ukraine, einen Sinti oder sonst einen Unliebsamen austauschen. Im Ergebnis hatten die deutschen Kommunisten von allen Gruppierungen im KZ die höchste Überlebensquote. Ein völlig anderes Bild als dasjenige, zu dem sich die Kapos 1945 verschworen hatten und das nach Jahren der Entmachtung durch die eigenen Genossen das offizielle Kollektivgedächtnis der DDR krönen und jedem Schulkind auch emotional vertraut gemacht werden sollte.

Die Ausbildung höchst problematischer Kollektiv-Gedächtnisse ist keineswegs auf die kommunistische Geschichtspolitik beschränkt. Wenn ich als Westdeutscher an solche Phänomene denke, fällt mir vor allem das lange Zeit etablierte Bild der – im Gegensatz zur SS – „anständigen“ Soldaten der Wehrmacht in der Bundesrepublik ein. Die Soldaten haben über 40 Jahre verstanden es so erscheinen zu lassen, als ob sie am Holocaust und am Vernichtungskrieg unbeteiligt gewesen wären und als ob alles nur Befehl und Gehorsam verlaufen und bei Gefahr für Leib und Leben zwingend gewesen wäre. Obwohl wir heute wissen, dass vor Erschießungen oft gefragt wurde, wer sich nicht beteiligen könne. Einem Widerstrebenden geschah in der Regel nichts. Das sind alles Erkenntnisse, welche die Öffentlichkeit ähnlich wie bei den roten Kapos von Buchenwald, erst in den 1990er Jahren wirklich erreicht haben. Einzelne Wissenschaftler wussten es vorher schon etwas besser, aber das Aufbrechen dieses verweigernden Kollektivgedächtnisses der ehemaligen Wehrmachtssoldaten und der deutschen Öffentlichkeit ist erst in den 1990er Jahren wirklich geschehen.

Ich will damit nur sagen: es ist keine antikommunistische Erfindung von mir, dass Kollektivgedächtnisse eher etwas mit Macht als mit Wahrheit zu tun haben und dass in

der Regel diejenigen am meisten an der Beherrschung von Kollektivgedächtnissen interessiert sind, die am Meisten zu verbergen haben. Bei denen also die wirkliche Rolle in der Vergangenheit und die gewollte Selbststilisierung am stärksten voneinander abweichen. Diese Aussage wird vielleicht einigen unter Ihnen, die den kultur- und sozialwissenschaftlichen Gedächtnisdiskurs der letzten Jahre verfolgt haben, merkwürdig vorkommen, weil in dieser Literatur das Kollektiv- und Kulturgedächtnis ganz hoch gehalten wird. Denn in ihr wird mehrheitlich behauptet, *alle* Erinnerung sei ein Rekonstruieren der Vergangenheit anhand von deren Überlieferungen und Symbolisierungen in der Gegenwart, was sicher in sehr vielen Fällen richtig ist und mir doch als eine überschüssige Verallgemeinerung erscheint. Sie lässt sich zurückführen auf den französischen Soziologen Maurice Halbwachs, der 1925 in einer Polemik gegen die Lebensphilosophie und die Psychoanalyse („Les cadres sociaux de la mémoire“) eine Sichtweise erfand und erstmals auf das Gedächtnis anwandte, die man später als *radikalen sozialen Konstruktivismus* bezeichnete. Allerdings fand diese Schrift wenig Resonanz und noch weniger Zustimmung, zumal es Halbwachs zeit seines Lebens – er starb Anfang 1945 im KZ Buchenwald – in mehreren Anläufen nicht gelang, seine Theorie des kollektiven Gedächtnisses schlüssig zu machen. Erst fünf Jahre nach seinem Tod hat seine ihm verhasste Schwester aus seinen Konzeptheften einen Text komponiert und als „La mémoire collective“ veröffentlicht, das aber zunächst auch wenig Wirkung zeigte, in den 1960er Jahren jedoch in der kleinen Zunft der Wissenssoziologen einige Beachtung fand und im zunehmenden Gedächtnishype seit den 1970er Jahren plötzlich als Klassiker entdeckt, viel zitiert und selten gelesen wurde. Erst jetzt als das Zukunftsvertrauen schwand und Sinn und Heil in der Vergangenheit gesucht wurde, ist das Kollektivgedächtnis, verstanden als das sinnhafte Ensemble der in der Gegenwart präsenten Überlieferungen als notwendige Voraussetzung aller Erinnerungsarbeit normalisiert worden. Halbwachs trieb seine soziale Gedächtnistheorie bis zu jenem Extrem, indem er sagen konnte, dass der Einzelne als solcher gar nichts erinnern könne. Was er wollte war seinen ursprünglichen jüdischen vitalistischen Lehrer, den Philosophen Henri Bergson, den er für die Gefolgschaft des großen Kultursoziologen und Rabbinersohns Emile Durkheim verlassen hatte, mit jenem charakteristischen Überschuss des Renegaten delegitimieren und die Psychoanalyse Sigmund Freuds angreifen, die damals aufblühte und davon ausging, die Menschen seien geprägt von Urerfahrungen und frühkindlichen Erlebnissen. Was die

beiden Positionen verband, war die Annahme eines innerlichen Erinnerungspotentials. Halbwachs' gelehrte verschachtelte Rhetorik sagte dazu: diese ganze Innerlichkeit ist totaler Quatsch. Erinnerungen sind in Wirklichkeit alles soziale Gestaltungen, die aus der Gegenwart kommen. Alle Traditionen hängen davon ab, dass sie sich ständig reproduzieren aus gegenwärtigen äußeren Objektivationen. Das ist ja gar nicht so falsch. Falsch – oder vorsichtiger: übertrieben – ist nur seine sozialistische Frontstellung gegen das Individuum. Merkwürdig am Medienhype der 80er und 90er Jahre über das Gedächtnis erscheint mir, als sei dieses Konstrukt eines vorgängigen oder ausschließlichen Kollektivgedächtnis irgendwie so etwas Ähnliches wie die Psychoanalyse. Das macht ungefähr soviel Sinn, als bezöge man sich zugleich auf Marx und Friedman, um die Ökonomie zu fundamentieren. Richtig daran ist allerdings, dass beides irgendwie richtig ist. Menschen werden in ihrem Erinnerungsvermögen aus der gegenwärtigen Gesellschaft geprägt und haben dennoch unverlierbare Erinnerungen in sich. Wie mittlerweile auch die neuere Hirnforschung herausgefunden hat, werden die meisten Gedächtnisfunktionen durch Rekonstruieren aus den in der Gegenwart verfügbaren sozialen Objektivationen formiert. Aber das Gedächtnis des Menschen ist kein Organ, sondern ein Ensemble höchst unterschiedlicher Vermögen. Darunter ist aber eine spezielle, nur den Menschen mögliche Gedächtnisformation, die sich auf Englisch *episodic memory* nennt. Das episodische Gedächtnis ist ein Erinnerungsvermögen, das nicht rekonstruktiv funktioniert, sondern das sich unabhängig von den Imperativen der Gesellschaft und der Anpassungsbereitschaft des Individuums einmischt. Die ganze Traumaforschung hängt zum Beispiel an der Unterstellung, dass es dieses *episodic memory* aus der Vergangenheit gibt. Würden wir seine Kraft verneinen, wären alle Berichte der Überlebenden des Holocaust und ähnlich schrecklicher Massenverbrechen des 20. Jahrhunderts wertlos.

Was ich unter dem Strich zu diesem zweiten Typus von „Zeitzeugenschaft“ sagen will, ist eine Warnung vor den machtvollen Kollektivgedächtnissen, die oft mehr verbergen als sie an Wirklichkeit überliefern. Da muss man nicht nur an die Extremformen wie bei roten Kapos von Buchenwald denken, das kommt sehr häufig vor. Der Anteil an der Geschichtspolitik durch mehr oder minder machtvolle und wirksame Konstrukteure am Kollektivgedächtnis ist erheblich. Er wird vor allem durch die modernen Medien nach vorne getragen und sucht sich dadurch authentisch zu machen, dass er die

faszinierenden Gesichter dramatisch Überlebender zu Zeugen der Aussagen medialer Sinnstifter macht. Das ist der Sinn der *talking heads*: Was sich ein Geschichtsredakteur ausgedacht hat, soll durch die Aura von Zeugen beglaubigt werden, wobei ihre Aussagen soweit zusammen geschnipselt werden, dass der lebensgeschichtliche Zusammenhang ihrer Aussage (und damit auch die Möglichkeit der Kritik dieser Quelle) völlig zurücktritt gegenüber deren Belegcharakter für das Narrativ des Regisseurs. Die *talking heads* dürfen nie lange reden, denn sonst könnten sie ja womöglich etwas anderes sagen, als der Redakteur gesagt haben will, also werden immer nur relativ kleine Zitate aus unendlichen Interview-Massen herausgenommen. Die letztendlichen Sinnaussagen der Sendungen kommen nie aus dem, was die Zeugen sagen, sondern aus dem Arrangement gestückelter Zeugenaussagen. Sie sind aber in aller Regel nicht nach den Formprinzipien des Episodischen Gedächtnisses ausgewählt, sondern nach der Ideologie (oder nach der Geschichts- oder Gedächtnispolitik) dessen, der über die mediale Macht verfügt. Wer Interviewpraxis hat weiß, dass man aus einem langen Interview, wenn man es auf ein paar Sekunden Tracks herunter schneidet und dann in ein Puzzle solcher Aussagen einfügt, jedwede These beglaubigen kann. Die Wut meiner jüngeren Kollegen gegen solche trügerischen Arrangements, mit denen man ihnen die Deutungsmacht genommen hat, kann ich gut verstehen.

Ein dritter Typus von „Zeitzeugenschaft“ ergibt sich, wenn man einen Zeugen sucht. Dabei geht es darum, dass man auf Grund von Indizien und Vermutungen einen Sachverhalt oder einen Verantwortungszusammenhang wittert, die in den herrschenden Geschichtsbildern nicht vorkommen oder verzeichnet werden, aber keine der sonst üblichen Quellen dazu findet: keine Bilder, keine Zeitungsartikel, keine Tagebücher, keine Artikel und noch nicht einmal Polizeiberichte. Merkwürdigerweise werden in der historischen Praxis und erst recht in der Öffentlichkeit Zeugen, die etwas berichten, wofür wir keine anderen Quellen haben, in der Regel nicht so skeptisch betrachtet wie im Rahmen des rechtsstaatlichen Gerichtsverfahrens. Zeugen sind ja zunächst einmal Leute, die von der Polizei oder vor Gericht vernommen werden und wenn wir unseren nun schon fast täglichen Krimi sehen, bekommen wir Vernehmungspraktiken und oft auch phantastische Vorstellungen der Drehbuchautoren von der Strafprozessordnung vorgeführt. In dieser sind jedoch die Regeln der Beweisführung festgelegt. Zu diesen Grundregeln der Rechtszivilisation gehört, dass man keinem einzelnen Menschen zum

Nachteil eines anderen glauben darf. Ein Einzelzeugnis ist vor Gericht nichts wert. Es muss durch andere gerichtsnotorische Tatsachen oder am besten durch andere oder mindestens ein zweites, unabhängiges Zeugnis eines Anderen bestätigt werden und dieses Zeugnis muss der Bewertung durch unabhängige Richter standhalten. In der Interviewforschung scheint dieser Zivilisationsfortschritt noch nicht ganz angekommen zu sein. Das heißt: mit den historischen Zeugen müsste man so umgehen wie mit Gerichtszeugen. Dann kommt es darauf an genau zu ermitteln, was der Zeuge überhaupt am Tatort, konnte er das sehen, was er oder sie bezeugt, war er vielleicht betrunken oder sonst wahrnehmungsgestört, hatte er oder sie ein Interesse jemand anderen zu belasten und so weiter. Solcher institutioneller Zweifel ist geradezu das Gegenteil der sakralisierenden Dankbarkeit gegenüber dem überlebenden Boten der großen Menschheitsverbrechen oder auch des großen, verdrängenden Selbstmitleids.

Ich bin sehr dafür, dass man sich diese sehr unterschiedlichen Sachverhalte, die sich partiell unter demselben Namen „Zeugenschaft“ verbergen, ganz genau klar macht und entsprechend unterschiedliche wissenschaftliche Methoden zur Annäherung an die Wahrheit entwickelt. Gerade in der Zeitgeschichte wird einem immer wieder schmerzlich bewusst, dass es nur sehr selten einen unmittelbaren Zugriff auf die wahre Wirklichkeit gibt, sondern dass die Wahrheit nur eine regulative Norm ist, die unsere methodischen Annäherungstechniken leiten muss. Wenn ich Ihnen gestern richtig zugehört habe, haben Sie im Projekt des PRORA-Zentrums mit ehemaligen Bausoldaten in der DDR ein Mischverfahren angewendet. Sie sagten, Sie hätten in der Hauptsache lebensgeschichtliche Interviews geführt. Dabei scheinen Sie zu einem erheblichen Teil rekonstruktive Interessen mit Zeugenaussagen verbinden zu wollen. Das ist völlig in Ordnung, solange man weiß, was man da macht und wenn diese Anteile in den Interviews den ganz normalen Beweisregeln unterliegen. Das hat auch etwas damit zu tun, dass man relativ viele Zeugnisse braucht, wenn man differenzierte Verhältnisse rekonstruieren will. Denn aus einzelnen Aussagen kann man immer nur Anschauung bekommen, aber keine rekonstruierte Wirklichkeit. Im Englischen nennt man das, was Sie Experteninterviews genannt haben, „*eye witness expert reports*“. Das heißt: auch der so kundige Experte wird denselben Beweisregeln unterworfen wie ein ganz normaler anderer Zeuge. Er verliert gewissermaßen seinen Talar und wird demselben Kreuzverhör unterzogen, wie jeder anderer Zeuge. Nach meiner Erfahrung haben es

diese *expert witnesses* oft an sich, dass sie besonders stark institutionell geprägt sind. Ich bin selber Akademiker und nun seit fast vierzig Jahren Professor, sollte also wissen was akademische Institutionen einem antun und wie einem ihr methodischer Zugriff auf die Konstituierung einer Tatsache in den einzelnen Disziplinen in Fleisch und Blut übergeht. Ähnliches ist natürlich auch bei vielen anderen hochinstitutionalisierten Personengruppe wie z.B. bei Richtern oder Soldaten vorhanden. Es gibt also eine Formierung, in deren Folge die Innensicht alles beherrscht.

Schließlich gibt es einen vierten Typ von Zeugenschaft, bei dem der Zeuge nicht ein äußeres Geschehen oder einen anderen Sachverhalt bezeugen soll, sondern sich selbst: Er oder sie soll die eigene existentielle Erfahrung erinnern und reflektieren. Dass Interviews mit einer Frage nach der eigenen Lebensgeschichte beginnen und immer wieder auf biografische Zeugnisse der Selbsterfahrung zurückkommen, ist in der wissenschaftlichen Praxis und den öffentlichen Thematisierungen nicht ausschließlich, aber doch sehr stark eine deutsche und darin wieder eine historische Spezialität. Genauer gesagt ist diese Spezialität nicht nur deutsch, sondern sie hat sich auch in anderen nachfaschistischen Ländern durchgesetzt. Nachfaschistische Länder haben es an sich, dass keiner mehr dem anderen traut und also muss man in einem Interview sehr viel lebensgeschichtlichen Kontext aufbauen, um das im Focus stehende Zeugnis bewerten zu können. Amerikanische Sozialwissenschaftler wie Lewis Edinger haben in den 50er Jahren international vergleichende Untersuchungen durchgeführt und als wesentliches Merkmal für das posttotalitäre Klima einer Gesellschaft „Misstrauen“ herauspräpariert, zumal sie als europäische Emigranten die primäre Zutraulichkeit, das bis zum Beweis des Gegenteils vorgeschossene Vertrauen als Grundelement der amerikanischen Demokratie erfahren hatten. Der Respekt vor dem und die Glaubwürdigkeit des Anderen beruhe demnach auf einem Vertrauensvorschuss, der im Normalfall persönliche Zudringlichkeiten verbietet und eine Fokussierung auf die Sache erlaubt.

Die europäische Oral History als postdiktatorische hat deshalb einen anderen Weg eingeschlagen als die amerikanische und partiell auch die englische Oral History, die in ihrer Entwicklung beide den Kontinentaleuropäern voraus, aber auch deren sozialer Basiserfahrung gegenüber schlichter waren. Da ich zum Beispiel in eine solche Kultur

des Misstrauens hineingeboren bin, fragte ich, was muss man alles berücksichtigen um entscheiden zu können, was ich glauben will oder was nicht, welcher Aussage ich dazu helfen will, eine wissenschaftliche Tatsache zu werden und welche nicht: Durch welche prägenden Stationen ist diese Person gegangen? Was mag sie geprägt haben? Was mag sie sagen wollen? Das lebensgeschichtliche Interview steht im Ruf, als schmiegt sich Akademiker ans Volk oder als wollten Sozialromantiker behaupten: Das Wirkliche kann man nur vom Menschen bezeugen lassen. Das lebensgeschichtliche Interview sucht jedoch Menschen und Bedingungen, wie die im 20. Jahrhundert so konstitutiven gesamtgesellschaftlichen Brüche, wie unterschiedliche soziale und kulturelle Formationsbedingungen und dann auch Kollektivgedächtnisse den Einzelnen, seine Erfahrungen, seine Perspektiven und seine Aussagen geprägt haben mögen. Insofern häuft das lebensgeschichtliche Interview immer wieder einen komplexen Datenkranz von Bedingungen und Erlebnissen an, aber was an ihm am meisten interessiert, sind die Leistungen des *episodic memory*, also jenes Gedächtnisanteils, der am wenigsten der Kollektivdeutung unterliegt, vielmehr am stärksten aus je eigenen, individuellen Lern- und Schockerfahrungen zustande gekommen ist und dann historisch besonders interessant wird, wenn solche existentiellen Individualerfahrungen durch gesamtgesellschaftliche Bedingungen oder historische Brüche verursacht und sozusagen vergesellschaftet worden sind.

Wenn wir von solchen Brüchen sprechen, denken wir zuerst an den Zivilisationsbruch Auschwitz, aber dieser späten Einsicht gehen die vielen erfahrungsgeschichtlichen Kontinuitätsbrüche mit ihren zugleich individualisierenden und neu kollektivierenden Prägungen der Mehrheitsgesellschaften im 20. Jahrhundert voraus, nämlich wie vom Kaiserreich über die Republik und den Faschismus, dann die westlichen und die östlichen Besatzungsmächte und die von ihnen implantierten Ordnungen der Teilstaaten des Kalten Krieges jeweils einen Alltag in diesen Systemen als Erfahrungsraum aufbauen konnten. Ob in diesen Veränderungen sozial für die Person etwas übrig bleibt, was nur ihr eigen und ein eigenes Vermögen ist, das wäre die Suche nach dem *episodic memory*. Aber dahinter lauert die Frage, ob dieses Individualisierungsschicksal inmitten scheiternder oder sich differenzierender Systeme anschlussfähig ist an das bürgerliche Projekt des Individuums der Aufklärung oder ob wir die Krümelmonster der rabiaten mitteleuropäischen Systembrüche des 20. Jahrhunderts geworden sind.

Eine andere Betrachtungsweise gilt den Bedingungen, denen die Einzelpersonlichkeit immer unterliegt und die sie bestenfalls reflektieren kann. Sie kann sie aber nur dann reflektieren, wenn sie in der Tat in all diesen Prozessen einer passiven Individualisierung etwas Eigenes, etwas Resistentes bewahrt oder aufgebaut hat. Eine Schlussfolgerung könnte lauten, das lebensgeschichtliche Interview ist einerseits ein Kunstprodukt des posttotalitären Misstrauens und andererseits eine letzte Ressource gegen die vermachteten Kollektivgedächtnisse des 20. Jahrhunderts. Es ist also eine Frage, welche Erfahrungspotentiale sich dokumentiert haben oder dokumentiert werden können, die Einzelne, oder wenn es ganz viele sind, die Viele in ähnlichen Konstellationen gegen die Zumutungen unterschiedlicher Herrschaftssysteme ausgebildet haben.

Wir haben hier also vier ganz unterschiedliche Typen von Zeitzeugenschaft ins Auge zu fassen:

(1) den neuen Heiligen der Hiobsbotschaften der Menschheitsverbrechen des 20. Jahrhunderts, der dieser ansichtig wurde und dennoch überlebt hat.

(2) die Problematik von speziellen Kollektivgedächtnissen, die prekäre Überlebensstrategien symbolisch generalisieren.

(3) Lebensgeschichtliche Zeugen ihrer selbst, und

(4) Augen- oder Ohrenzeugen eines Ereignisses im engeren Sinne.

Was im derzeitigen Sprachgebrauch also unter „Zeitzeugen“ zusammengefasst wird, zerfällt bei genauerer Betrachtung in mindestens vier Typen von Zeugenschaft mit je sehr unterschiedlicher Problematik. Erst wenn diese Typen in der Interpretation auseinandergelassen werden, kann eine professionelle Bearbeitung des Wahrheitsgehalts von Erinnerungsinterviews und ganz allgemein der medialen *talking heads* beginnen.

Aber warum werden diese *talking heads* überhaupt gebraucht? In der Entwicklung der Geschichtsschreibung zur Geschichtswissenschaft waren sie nicht beliebt. Memoirenliteratur ist unter uns posthistoristischen Historikern normalerweise die verpönteste. Wir wollen Quellen haben, die aus dem vergangenen Geschehen als Relikte verblieben

sind und nicht die Selbststilisierung alter Männer davon, was sie früher angeblich gemacht haben. Warum sich das mittlerweile so umgekehrt hat, dass wir in Teilen unsere Geschichte nur noch glauben, wenn sie von ein paar *talking heads* beglaubigt wird, hat Gründe. Gute Gründe für die Nachfrage bei Zeugen bestehen hauptsächlich darin, dass es keine anderen, unmittelbareren Quellen gibt. Der beste Grund besteht in der Armut, dass eine gute neue Frage auf keine verfügbare Überlieferung aus der Vergangenheit trifft. Das ist zum Beispiel immer der Fall, wenn unschriftliche (Sub-) Kulturen in das Geschichtsbild hereingeholt werden sollen. Insofern ist das Ausgreifen dieser Forschungsrichtung ein Beitrag zur Demokratisierung und Integration bisher nicht oder kaum quellenproduzierender Teile der Bevölkerung in die historische Wahrnehmung, die dadurch um Gegenüberlieferungen zur Herrschaftsgeschichte bereichert wird. Das hat erst recht und auf dramatische Weise einen guten Sinn, wenn verlorenes oder zerfetztes Gegengedächtnis in die Geschichte zurückgeholt werden soll, wie das in den vielen Projekten mit Überlebenden des Holocaust, der Zwangsarbeit, des Gulag und der Speziallager, der Zwangsumsiedelungen und des Bombenkriegs oder anderer Massengewaltverbrechen wie in Srebreniza versucht worden ist. Aber auch diesseits solcher dramatischer Aufgaben hat die Oral History eine gute Korrekturfunktion, wenn sie behutsam und selbstkritisch betrieben wird, nämlich darin, dass sie die heuristischen Scheuklappen der Akademiker lüftet.

Ein anderer Grund der heutigen Geltung dieser *talking heads* in den Medien besteht darin, dass sie so authentisch wirken sollen. Das ist schon sehr viel problematischer. Ich fasse zusammen, was ich dazu schon gesagt habe: Dass nämlich der sinngebende Kontext dieser Ausrisszitate aus Interviews mit „Zeitzeugen“ eigentlich immer von jemandem stammt, der seine eigene Geschichtskonstruktion nicht verantworten und widerspruchsfähig machen will, sondern der andere für sich sprechen lässt, in von ihm oder ihr ausgewählten Zitaten. Die Praktiker der Interviewforschung kennen diese Versuchung und wissen, dass man aus einem großen Fundus von Interviewmaterial so ziemlich jede These belegen kann, wenn man nur die Ausschnitte aus den Interviews klein genug auswählt. Das Wesentliche der neuen medialen Geschichtsproduktion ist die Zusammenstellung und nicht, was die *talking heads* in ihren „Klammerteilen“ sagen, so nannten einst vor dem elektronischen Zeitalter die Filmemacher jene extrem kurzen

Interview- oder Doku-Ausrisse, deren Filmstreifen man an einer Wäscheklammer im Schneiderraum aufhängen konnte.

Da Sie mich auch gefragt haben, wie das Verhältnis von Zeitzeugenschaft zum NS und zum Kommunismus sei, möchte ich dazu noch kurz Stellung nehmen. In Bezug auf den Nationalsozialismus befinden wir uns, trotz der dramatischen Veränderung unserer Vorstellung über den Holocaust seit den 90er Jahren, in einer Phase, in der es nur noch sehr wenige damals erwachsene Zeitzeugen gibt, die unser aus vielen Quellenarten mittlerweile gespeistes Wissen mit der Erfahrung der Mitlebenden korrigieren oder ergänzen könnten. Das ist weitgehend zum Erliegen gekommen. Das trifft natürlich nur tendenziell zu, denn viele Opfer zum Beispiel der Zwangsarbeit waren sehr jung. Dennoch ist häufig gesagt worden, es gehe jetzt nicht mehr darum, dass Mitlebende darum streiten, welches Geschichtsbild sie gerne hätten, sondern darum, welche Hauptlehren aus der Erfahrung des „Dritten Reiches“ (und der anderen Faschismen) auf die Dauer im Kulturgedächtnis verankert werden sollen. Dabei wird auf eine andere Qualität der Geschichtsproduktion abgehoben, nicht auf die plurale Mitbestimmung der Erlebnisgeneration, sondern auf die autoritative Überlieferungsfähigkeit der Botschaft. Das ist ein Ringen um das Kulturgedächtnis für die Zukunft, in dem sich vermehrt professionelle Geltungsansprüche mit gesellschaftlichen Machtfragen bei der Auswahl und Präsentation der Botschaften paart. In Bezug auf die Erfahrung des Kommunismus könnte man das für Russland mit Blick auf den Stalinismus so ähnlich sehen. Obwohl da, im Gegensatz zu Deutschland, sehr viel weniger zur Aufarbeitung und öffentlichen Distanzierung von dieser Geschichte geschehen ist, jedenfalls viel zu wenig. Wenn man die Erfahrung des Kommunismus in Deutschland thematisiert, dann geht es zunächst um die Nähe der Erfahrung: die Erfahrung ist unter den Mitlebenden noch sehr präsent, so dass viele legitim mitdiskutieren können.

Als zweites Unterscheidungsmerkmal muss man betonen, dass der Faschismus in Deutschland eine autonome Bewegung und Herrschaftsform war, die wahrscheinlich in der Phase zwischen 1935 und 1942/43 die größte Zustimmung hatte, die jemals eine politische Kraft in Deutschland gewonnen hat. Davon kann hinsichtlich der SED-Herrschaft in der DDR zu keinem Zeitpunkt die Rede sein. Der Kommunismus in Ostdeutschland hat nie eine freie mehrheitliche Zustimmung gefunden und ist kraft eines

Besatzungsregimes an die Macht gekommen, das sich seine Massenbasis von den Sozialdemokraten im Jahr 1946 geholt hat, weil es nach 1945 nur noch wenige alte Kommunisten in Deutschland gab, und diese Massenbasis fürderhin durch Erfassung und Kontrolle in Massenorganisationen fingiert hat, weshalb die DDR mit Recht als eine „Organisationsgesellschaft“ (Detlef Pollack) bezeichnet worden ist. Das heißt, es ist eine schütterere Regierungsform in einem abgeleiteten Machtsystem gewesen. Die charakteristische Einstellung in der Bevölkerung - ich greife da auf meine Interviewerfahrung von 1987 zurück - war davon geprägt, dass jeder einen gespaltenen Kopf hatte. Nicht, dass alle den gleichen gespaltenen Kopf gehabt hätten, denn wo er gespalten war, da hat es sehr große Unterschiede gegeben. Wenn mir SED-Funktionäre damals auf die Frage „Wie geht es weiter?“ geantwortet haben: „Keine Ahnung“, dann war das ein zugleich ähnlich, aber doch auch ganz anders gespaltenen Kopf, wie wenn mir Oppositionelle erklärt haben, dass die DDR einen dritten Weg gehen solle oder die Zukunft in einer Ökopax-DDR liege. Die SED war, im Verhältnis zur Bevölkerung, die größte Partei, die es jemals in Deutschland gegeben hat und wahrscheinlich die am wenigsten empathische Partei. Sie war zu großen Teilen ein Kontrollinstrument, in das viele hinein kompromittiert worden waren und in dem sich viele dementsprechend auch kompromittiert fühlten. Insofern sind wir in Deutschland meines Erachtens in Bezug auf die Erfahrung des und die Auseinandersetzung mit dem Kommunismus in einer ganz anderen Lage als in Bezug auf den Nationalsozialismus. Trotz NSU und ähnlichen rechtsextremen Gewaltausbrüchen finde ich es bemerkenswert, wie groß die Selbstdistanzierung der Deutschen von ihrem beliebtesten Führer in den letzten 60 Jahren geworden ist. Ein solcher tiefgehender Konsensbildungsprozess in Bezug auf die kommunistische Erfahrung hat nicht stattgefunden. Wenn ich unsere Studenten höre oder wenn wir Mehr-Generationen-Projekte machen, dann stellt sich heraus, dass über die kommunistische Erfahrung privat so gut wie nicht gesprochen wird. Ich habe das Gefühl, das ändert sich zur Zeit. Es gibt vermehrt Jugendliche, die arbeiten zum Beispiel über die FDJ, weil sie wissen wollen, wie die Formierung ihrer Eltern war und die häufig zu den Großeltern gehen, weil diese den Krieg noch miterlebt haben.

Lassen Sie mich schließen mit einigen Bemerkungen zu einem Gedächtnisraum zwischen kommunikativem Gedächtnis und Kulturgedächtnis. Es geht dabei um eine Etappe, in der noch nicht klar ist, wie, von wem und womit die Bedeutungen festge-

schrieben werden, die aus dem pluralen Erfahrungsraum der Mitlebenden mit den Diktaturen in Deutschland in ein dauerhaftes oder zumindest sich weniger wandelndes Kulturgedächtnis übergehen werden. In Bezug auf den Stalinismus ist das einigermaßen klar. Dass er ein mörderisches Regime war ist insbesondere klar, wenn man auf die Zeit der großen „Säuberungen“, des Archipel Gulag und der Bevölkerungsverschiebungen schaut. Dass es trotzdem das Regime war, das den deutschen Angriff zurückgeworfen hat, wurde in der Sowjetunion und wird auch in ihren Nachfolgestaaten nicht vergessen. Dazu steht in einer merkwürdigen Differenz, was ich vorhin zur SED gesagt habe. Die Stiftung, die Ihr Projekt finanziert, heißt „Stiftung Aufarbeitung der SED-Diktatur“, als wäre die SED der entscheidende Faktor und nicht nur das Medium der Diktatur in Ostdeutschland gewesen. Der entscheidende Faktor war die nie wirklich abgelöste sowjetische Besatzung und alles was daraus an Institutionen gewachsen ist, also auch diese prägende Halbmilitarisierung des Alltags, die gestern im Vortrag von Dr. Wenzke (Link: <http://lernen-aus-der-geschichte.de/Lernen-und-Lehren/content/10976>)

beschrieben worden ist; wozu man noch die Durchwirkung der Gesellschaft durch die relativ größte Geheimpolizei, die sowohl Deutschland als auch der Sowjetblock (und das heißt wohl: die Weltgeschichte), je gesehen hat, hinzunehmen muss. Wir sind hier in einer Zwischenphase der Aufarbeitung und müssten jetzt auch die westdeutschen Erfahrungen mit hereinholen, die ja die dominanten im nationalen Zusammenhang sind und wo es keine vergleichbare Problematisierung des Kapitalismus gibt. Auf der anderen Seite bleibt wahrscheinlich auf der Ebene des *episodic memory* noch viel zu holen und zwar gerade wegen der für die deutsche Geschichte im 20. Jahrhundert so bezeichnenden mehrfachen System- und Geschichtsbrüche. Das wirft nämlich die interessante Frage auf, warum Menschen aus einer gemeinsamen Herkunft sich in ganz unterschiedlichen Systemen arrangierten, engagierten und unter ihnen litten. Da gibt es immer noch ein breites Feld für Untersuchungen und Vergleiche, aber zur DDR wegen ihres offensichtlich repressiven Charakters und ihres abrupten Endes einen größeren Stau in der Selbstwahrnehmung der Mitlebenden und in diesen Stau kann man m.E. mit gut geführten lebensgeschichtlichen Interviews heute noch sehr gut hineinleuchten, um ihn aufzulösen.

Ingolf Seidel 13.2.13 20:00

Kommentar [1]: Url bitte unter den Text legen bei den Worten: „Vortrag von Wenzke“.